



Als die Flut kam...

Erzählung von Eric Domeige.

Mit leisem Murmeln schmeichelte sich das Meer an die grauen Klippen heran, die gleich gigantischen Ungeheuern dem Lande vorgelagert waren.

Eine junge Frau, das Haar im Winde flatternd, die Füße bloß, den Körper in einem blauen Sweater, neigte sich über das Seegrass und suchte Krabben.

„Nann, Sie wären zu lieb, wenn Sie mir meinen Korb holen möchten“, rief sie, „ich habe ihn auf den Klippen gelassen“. Dann wandte sie sich gleich an einen jungen, eleganten Herrn, der einige Schritte abseits stand und ihr mit bewundernden Blicken folgte:

„Roger, du könntest mir wirklich ein wenig helfen, anstatt müßig mit verchränkten Armen herumzustehen!“

„Ach, Odette, du weißt doch, daß ich nur selten das Glück habe, mit dir allein zu sein... Ist es da nicht begreiflich, daß mir dein Anblick interessanter ist als eine Jagd auf diese wehrlosen Tierchen?“

„Pst, Roger... Nann kommt...“ Und die Hand der Krabbenfischerin legte sich auf die Lippen des Freundes.

Nann hatte der Bitte der jungen Frau willfahrt. Plötzlich aber hielt er in seinen Schritten inne, drehte sich um, und als er die zärtliche Bewegung der Pariserin sah, durchzuckte es drohend seine stahlblauen Augen. Langsam, mit gesenktem Kopf, ging er dann weiter.

Nann war verliebt in Odette Verfeil; dieser wettergebräunte Bursche von fünf und zwanzig Jahren hatte sie im vergangenen Sommer zwischen zwei langen Uebersee-reisen zum erstenmal gesehen. Betroffen von dem seltsamen Zauber, den sie verbeizete, angelockt und wirr gemacht von ihrer mondänen Kotletterie, kämpfte er vergeblich gegen die Leidenschaft, die immer mächtiger von ihm Besitz ergriff. Ueberall folgte ihr Bild seinen Träumen und selbst in der Gluthitze des Äquators, als er eines Nachts, an die Brüstung des Schiffes gelehnt, dem Ausgang des südlichen Kreuzes zusah, war es die blonde Pariserin, die ihm als überirdische Vision vom saphirenen Himmel entgegenschlechte.

Anfang Juli in seine Heimat zurückgekehrt, fand er sie wieder, und der junge Mann fühlte, wie sich in seinem Hirn ein

Brausen des Wahnsinns erhob, als er, wie ob eben heute, Frau Verfeil und ihren Geliebten Roger Dorkien bei Liebesungen überraschte.

Nann hob den Korb auf und brachte ihn Odette.

„Sie werden wohl heimkehren müssen, gnädige Frau“, sagte er, „das Meer beginnt zu steigen.“

„Roger, geben Sie mir Ihre Hand... und lassen Sie mich ja nicht aus!“

Zärtlich an den Arm ihres Freundes gelehnt, ging nun Odette wieder zum Strand zurück. Nann folgte ihr in einigen Metern Entfernung, wandte aber nicht eine Sekunde seinen Blick von ihrer schlanken Silhouette, die mit einem graziosen Wippen über den Kiesel dahinglitt.

Sie gingen... Hinter ihnen rollte das Meer seine schaumgefrönten Wogen und wälzte sich gegen die Klippen, auf denen die gelben Algen wie blonde Haarsträhne erschimmerten...

Als sie nun auf einem Plateau waren, das von der See nur bei starker Flut erreicht wird, blieben sie stehen.

„Betrachten Sie das Meer, es hat heute die Farben Ihrer Augen“, sagte Roger.

„Meine Augen sind grüner, nicht wahr, Nann?“ erwiderte Odette verführerisch und senkte den Blick für einige Sekunden in die Augen des Fischers.

„Ei!... Ach, gnädige Frau... Sie wissen doch...“ stotterte Nann.

„Nann ist kein Maler, gnädige Frau...“

„Sie werden nicht vergessen, Nann“, warf die Pariserin ein, „daß ich in einer Woche wegfahre: vor meiner Abreise möchte ich aber noch auf der Weißen Insel fischen.“

„Morgen ist große Flut, da können wir zur Zeit der Ebbe hinübergehen, wenn gnädige Frau es wünscht.“

„Es bleibt also dabei: Sie kommen uns morgen holen, Nann. Wir rechnen auf Sie.“ Noch ein gnädiges Kopfnicken, und Odette war mit Roger Dorkien fortgegangen.

„Es ist wahr, sie hat grüne Augen, die Pariserin“, murmelte Nann, „grün wie das Meer, wenn es zornig ist...“

Die Flamme dieser Augen brannte in seinem Herzen mit verzehrender Glut. „In einer Woche wird sie abreisen...“ mußte er fortwährend denken, „in einer Woche werde ich sie nicht mehr sehen...“

Und Nann träumte noch auf den Klippen, während er draußen in der violetten Dämmerung die Weiße Insel verschwinden sah, die Insel, zu der die Pariserin morgen mit ihm hinaus sollte.

Das Meer ist weit zurückgetreten.

Eine Gruppe von Badegästen schritt über den Sand, um die Weiße Insel zu erreichen. Unternehmungslustig geht Odette an der Spitze der Karawane und klaubt von Nann begleitet, allerhand Krabben, Schnecken und Krebsen.

Der Jagdeifer führt sie unbewußt ein wenig abseits von den übrigen. Schon ist sie auf einer kleineren Klippe, die von der Weißen Insel etwa zweihundert Meter entfernt liegt und bei hoher See eine Schaumkrone aufsetzt.

Nann folgt der Pariserin wie ihr Schatten. Er berauschte sich an ihrer Schönheit, ihr Duft läßt ihn erzittern, und ohne auf die Stunde zu achten, entfernt er sich mit Odette immer weiter.

Plötzlich entringt sich ihr ein heiserer Schrei.

„Nann, so schauen Sie doch, wie sich vom Wasser eingekreist!“

Jetzt erst erwachte er wie aus einem schweren Traum. Ein Blick und er hatte die drohende Gefahr begriffen: die Klippe, auf der sie stehen, ist von der Weißen Insel durch einen Meeresarm getrennt, und dieser Arm wird mit jedem Augenblick weiter.

„Kommen Sie, gnädige Frau!“ Ein Schauer des Entsetzens überläuft sie:

„Aber ich werde ja keinen Boden unter den Füßen haben!“

„Sie werden schwimmen... Kommen Sie nur schnell, ich werde Ihnen helfen.“

Noch zögert sie, denn sie befürchtet, das Kleid könnte sie am Schwimmen hindern. Aber die Wellen murmeln schon um ihre Füße, steigen ihr zu den Knöcheln, benehmen ihre Waden... Auf der Insel drü-

ben steht ihr Mann mit Roger, die ihr beide lebhaft zuwinken.

„Folgen Sie mir, gnädige Frau“, sagte Hann, wir haben noch fünf Minuten Zeit; dann kommen die Sturzwellen.“

Die Ruhe des Fischers gibt auch ihr die Sicherheit wieder; sie wirft sich ins Wasser und beginnt zu schwimmen. Hann ihr zur Seite, bewundert ihren tadellos gebauten Körper, kann sich an dem Ebenmaße dieser schlanken Glieder nicht sattsehen. Sie wendet ihm den Kopf zu:

„Sind wir bald drüben?“

„Ja . . . ja . . .“ stammeln seine Lippen. Aber seine Augen haben sich mit dem verhängnisvollen Blick der Pariserin gekreuzt . . . Von einer unüberwindlichen Macht getrieben, nähert sich Hann Odette. Noch einmal betrachtet er ihr jugendliches Gesicht und ihre blonden, wie flüssiges Gold schimmernden Haare, dann aber umnebelt die Leidenschaft sein Gehirn und wortlos reißt er die Pariserin an sich, drückt ihr einen wilden, verzehrenden Kuß auf die Lippen, zieht sie hinab und beide verschwinden in der Tiefe . . .

Ein engumschlungenes Paar hat die graugrüne Woge an die Klippen der Insel gespült . . .

Der Paria.

Bekannt und verstoßen, verfolgt und verhöhnt, So fristet, sich selbst und der Menschheit zur Last,

Der „Kunde“ sein elendes Leben. Ein Leben, so voll von Entbehrung und Not, Raum daß er sich bettelt sein lärgliches Brot. Der Wald muß ein Obdach ihm geben.

Auch ihm schlägt ein fühlendes Herz in der Brust,

Auch er ist erschaffen, sich selber bewußt, Als „Krone der Schöpfung“ zu gelten. Als „Krone der Schöpfung“, welch bitterer Seh'n!

Er darbt in der Armut ermattenden Fron Und schläft unter Himmels Gezellen. —

Sein Herz schreit nach Liebe und dürstet nach Licht

Und seufzt nach Erlösung, doch wird sie ihm nicht,

Er scheint nur zum Leiden geboren. Was ist's da ein Wunder, wenn so ein Gemüt, Das stets nur geschmäht und verachtet sich sieht, Den Glauben ans Gute verloren! — — —

Und die, so sich sonnen im Glanze des Glücks, Sie schreiten hochmütigen, spöttischen Blicks Am Elend des Nächsten verüber.

Da blendet den Armen der gleißende Schein Des Glückes von ferne und mehret seine Pein, Und zeigt ihm sein Dasein noch trüber . . .

Hans im Glück.

Modernes Märchen von Jo Hanns Köster.

Es war einmal ein Mann namens Hans. Dem gab Gott ein braves, rechtschaffenes Weib.

Sie focht sich das Haar in biden Zöpfen, kochte die Suppe, putzte die Stiefel, wusch die Wäsche und legte sich nachts müde schlafen. Aber eines Tages begegnete Hans Margarethe. Er sah sie an.

Noch nie hatte er eine Frau angesehen, und er erkannte, daß Margarethe schön war.

Unwillkürlich mußte er dabei an seine Frau denken, die von früh bis spät in einem derben Kleid, oft mit einer großblauen Schürze bedeckt, daheim wirtschaftete und noch Küche und Staub roch.

„Ach, wer doch tauschen könnte“, seufzte er tief.

„Bleibst du mit dem Mann?“ war Margarethe sofort dabei, „er wünscht sich schon lange eine wirtschaftliche Frau.“

Gesagt, getan.

Hans heiratete die schöne, lustige Frau Margarethe, und ihr Mann führte Hansens Frau zum Altar.

*

Hans im Glück lachte und küßte den lieben langen Tag seine kleine reizende Frau, freute sich an ihren bunten Kleidern und Seiden. Oft standen sie früh überhaupt nicht auf, aßen Kuchen und Schokolade im Bett und trieben allerhand Scherze.

Wenn Hans an seine Arbeit dachte, küßte sie ihm die Sorge weg. „Morgen ist auch noch ein Tag.“

Aber morgen wollte sie dann tanzen und übermorgen ein Theater und am nächsten Tag in ein Kino gehen, und dann mußten sie sich von den vielen Vergnügungen ausruhen.

Bald waren die Zimmer kalt und lieblich, das Essen ungenießbar, kein Strumpf ohne Loch. Außerdem hatte Frau Margarethe jeden Tag einen neuen Wunsch. Entweder war ihr Hemd unmodern geworden oder sie brauchte ein neues Kleid, dazu paßten wieder die Schuhe nicht, vom Hut überhaupt nicht zu reden, und ihr vornehmer Duft kostete auch allerhand.

„So geht es nicht weiter“, machte Hans eines Tages einen energischen Punkt, „du mußt dich zunächst mehr um die Wirtschaft kümmern.“

„Ich bin nicht dein Dienstmädchen.“

„Aber meine Frau. Und ich verlange es.“

„Bitte. Verlange ruhig. Ich mache es nicht, du kannst ja gehen, wenn es dir nicht paßt. Aber die Wohnung behalte ich.“

Verzweifelt fuhr Hans zu seinem Freund Erich.

Erich war ein schlimmer Schlemmer.

Er war überhaupt nicht verheiratet, sondern hatte nur eine Wirtschaftlerin.

„Wer es so gut haben könnte, wie du“, jammerte Hans. „Du kannst jederzeit kündigen und sie muß gehen.“

„Tauschen wir?“

„Aber gern.“

Schon am kommenden Morgen freute sich Hans im Glück seines freien ungebundenen Lebens. Die Wohnung war immer in Ordnung, abends lag eine Wärmflasche im Bett, und wenn Hans ein stilles Wort brauchte, plauderte seine Wirtschaftlerin gern mit ihm.

Nur eins verstand Hans nicht. Jede Woche brauchte er mehr Geld. Die Lebensmittel schienen von Tag zu Tag um 10 Prozent zu steigen, das Waschgeld für die Kragen ward wöchentlich erhöht und als nun gar zum Monatsende seine Wirtschaftlerin um Zulage bat, kündigte ihr Hans. „Wie schön ist es doch, wenn man so schnell tauschen kann“, ging er auf die Suche nach einer Neuen.

Aber alle, die er sah, waren alt, dick und häßlich und gefielen ihm nicht. Die eine konnte nicht kochen, die andere wollte nicht blaueisen, die Dritte sagte, „ohne fließendes Wasser wäre sie nicht gewöhnt“, die Vierte läme nur, wenn sie ihre vier Kinder mitbringen dürfte, die Fünfte verlangte Klavierbenützung. Kurz, Hans war in einer verzweifelten Lage.

Wie er gerade an einem schönen Hotel vorbeikam, dachte er: „Wie gut haben es doch die Leute, die im Hotel wohnen können.“ Und da er laut dachte, hörte es ein Herr, der aus der Tür kam.

„Ich trete Ihnen gern mein Zimmer für eine Wohnung ab.“

„Was ich für ein Glück habe“, freute sich

Hans und war mit dem Tausche einverstanden. Er holte sofort seine sieben Sachen und zog ins Hotel.

*

So hat Hans im Glück noch oft getauscht. Und immer glaubte er, das größere Glück gefunden zu haben. Gestern traf ich ihn quatschbergnügt neben einer alten Zeitungsfrau auf der Straße.

Er verkauft Schnürriemen.

„Bey: habe ich das ganz neue Glück gefunden“, und kaufen mir alle Schnürriemen ab. Ich bin doch ein rechter Schnürriemen. Wir sehen uns den ganzen Tag, chae miteinander zu reden. Abends gehen wir in ein kleines Café und schlafen dann auf den Bänken im Park. Da hat man seinen Kerzer mit der Wohnung und der Wirtschaft und außerdem — hier flüster er mit erhobener Hand mit sichernd ins Ohr — „so viele junge schöne Damen kommen hier vorbei. Gefällt mir eine, sehe ich ihr tief in die Augen. Und glauben sie mir, dann bleiben sie stehen und kaufen mir alle Schnürriemen ab. Ich bin doch ein rechter Glückspilz.“

Eine Riesenflugeidechse.

Funde aus dem Rocky Mountains.

Ein sehr seltenes und sehr seltsames Tier ist im nordamerikanischen Staate Oregon ausgegraben worden, ein Ungeheuer von Vogel, denn seine ausgepannten Flügel messen gegen 9 Meter, und mit diesen Flügeln deckt er einen Flächenraum von 20 Quadratmetern. Diese Größe tritt noch mehr hervor, wenn man ihn mit den größten jetzt lebenden Vögeln vergleicht, dem die südamerikanischen Anden beherrschenden Kondor und dem Albatros, dem Vogel der Weltmeere der südlichen Halbkugel; ihre ausgepannten Flügel messen gegen 3 einhalb Meter sie bedecken mit ihnen ungefähr 6 3/4 Quadratmeter.

Es handelt sich dabei eigentlich nicht um einen Vogel, sondern um eine Flugeidechse. (Diese Flugeidechsen bildeten in prähistorischer Zeit den Übergang von der Eidechse zum Vogel.) An deren mächtigem Flugapparat ein ganz winziger Körper, gewissermaßen nur eine Beigabe. Dieser Körper hat dazu noch ein sonderbares Aussehen. Der Kopf der Riesenflugeidechse steht in gar keinem Verhältnis zur Größe des übrigen Körpers, er ist etwa zwei Meter lang, und hiervon mißt allein der Schnabel über dreiviertel Meter; dieser Schnabel wird gewissermaßen im Gleichgewicht gehalten durch einen ebenso langen spitzen Schwanz nach hinten, so daß für den wirklichen Kopf in der Mitte nicht viel übrig bleibt. Die Flügel sind an den Schultern und am Fußgelenk befestigt; Füße und Beine sind ganz klein und schwach, so daß das Tier sich auf der Erde nur hat sehr ungeschickt bewegen können, wahrscheinlich kriechend. Es hat keinen Schwanz, sondern der Kopf ist zugleich Steueruder; ein einfaches Drehen dirigierte die Flugrichtung. Wo der weitgespaltene, spitze Schnabel sich einhängt darunter, wie beim Pelikan, ein Saft zum Aufbewahren der Nahrung. Diese Nahrung bildeten ausschließlich Fische, denn die Riesenflugeidechse war ein Meeresvogel.

Und dann ist dieser Meeresvogel im Staate Oregon östlich von dem gewaltigen Bergstock der Rocky Mountains gefunden worden. Das weist also auf eine weit zurückliegende Zeit, vor Millionen von Jahren, wo es noch keine Rocky Mountains gab und der heutige Golf von Mexiko alle die nördlich gelegenen Staaten und Länder bedeckte, bis zum Eismeer, als eine, nicht allzu tiefe See, aus der hier und da Flachland herausragte. Und damals wird es

wahrscheinlich viele solcher Riesenslugedecken gegeben haben, da das leichte Wasser reichlich Nahrung bot und ein vernichtender Feind der Vogelwelt diesem Riesentier nicht gegenüberstand. Daß dieses Tier so äußerst selten gefunden wird, hat wohl seinen Grund in der großen Schwachheit und Zerbrechlichkeit seines Körpers. Als sich aus dem Antediluvium die Erdenbildung unserer Zeit entwidelte und der ehemalige Schlamm nach und nach versteinerte, sind wohl die großen, starken Dinosaurier in dem Gestein erhalten geblieben, dieser zerbrechliche, höhlknochige Körper zerbrach aber schon im Schlamm.

Die Flugedecken sind als Vögel Eierleger,

und das Weibchen hat sich dann aus dem Meer aufragende Stellen suchen müssen, wo sie diese niederlegte und sie dann wahrscheinlich der Sonne zum Ausbrüten überließ. Und das wird wohl ihr ganzliches Verschwinden verursacht haben, denn mit der Neugeburt der Erde kamen die vielen Säugetiere, denen die Eier sehr gut schmeckten, und gegen die diese schwächlichen Tiere sich nicht verteidigen konnten. Sehr klug scheinen sie auch nicht gewesen zu sein; wenn auch nicht immer die Größe des Gehirns ausschlaggebend ist, so hat doch diese Rieseneidechse nach der Schädelhöhlung gemessen, ein Gehirn von der Größe einer Kastanie gehabt, und das ist doch wohl zu winzig.

Dollar." — „Ranu?“ erwidert die Konkurrenz in fließendem Englisch. — „Ja, wir wollen in fünf Wochen mit ihr einen Film zu drehen anfangen,“ lügt der Verkäufer, „und wenn sie bei euch spielen soll, geht das eben nicht. Dann könnte sie erst in fünf Monaten drankommen. Diese fünf Monate plus 25 Prozent müsstet ihr bezahlen.“ Und der andere bezahlt.

„Gewiß, Mr. Kisch, das kommt sogar sehr oft vor. Schließlich zahlen doch die Gesellschaften ihren Schauspielern nicht das Gehalt, damit sich die Konkurrenz ihrer in Bebarstalle bedient!“

(Fortsetzung folgt.)

Menschenhandel in Hollywood.

Von Egon Erwin Kisch.

Keineswegs nur das Elend der Statisten erschüttert den, dem es gelang, den inneren Wall von Gottes eigenem Filmland zu überschreiten. Auch das Elend der Stars ist oft groß.

Wir hatten das unbeschreibliche Glück, im Vorgang einer Villa der weltberühmten Filmkönigin K. zu begegnen, die sich gerade entfernte. „Sie wollt mich anpumpen,“ sagte der Hausherr.

„An-pum-pen? Für wen? Wozu?“

„Sie kann die Miete nicht bezahlen.“

„Versteht ich nicht.“

„Sie haben eben keine Ahnung davon, was Verträge sind, Mr. Kisch.“

Doch! Verträge sind Fetzen Papier, so hat es Mr. Kisch im Krieg gelernt. Aber jetzt lernt Mr. Kisch, daß sie das nur im Völkerrecht sind, nur dort, wo man sie einfach zerreißen und ein par Millionen Menschen opfern kann, wenn es der Vorteil einiger Menschen erfordert.

Sie sind mitnichten Fetzen Papier in einer Industrie wie der des Films. Hier kann kein Vertrag zerrissen werden, ob nun mit ihm offenkundig Menschenhandel und Sklaverei getrieben wird oder nicht.

Davon erfährt man selten etwas. Gerade die, die darüber leiden, wollen am wenigsten darüber verlauten lassen. Längst werden die Glashäuser nicht mehr zu Filmaufnahmen benötigt, jetzt wohnt man in Glashäusern. Aufnahmen sind rar geworden, aber das Privatleben vollzieht sich außen. Die Diva behält den Büstenhalter an, wenn sie schlafen geht. Weiß sie denn, ob nicht in der Zimmerede eine Berichterlerin oder ein Filmreporter versteckt ist, oder zumindest eine Kamera?

„Was?“ wurde erschreckt hervorgestoßen, „Sie wollen über Kontrakte schreiben, Mr. Kisch? Was geht das die Öffentlichkeit an! Und was hat das mit Kunst zu tun?“

Nun, vielleicht geht das die Öffentlichkeit viel mehr an, als das Ehe- und sonstige Privatleben der Filmdarsteller, und es hat wohl mit der Kunst mindestens ebensoviel zu tun, wie der Hollywooder Film mit der Kunst zu tun hat! Waren nicht alle sozialen Verhältnisse hier verlogen, so würden auch die Produkte von Hollywood anders sein.

Mr. Kisch will über Kontrakte schreiben.

*

Spielte da in „Küß mich noch einmal“, dem Lubitsch-Film, ein junges Mädchen, hieß Clara Bow und machte sich gut. Den Schulberg, damals ein kleiner Filmhergeher, engagierte sie daraufhin mit einer kleinen Gage und fünfjähriger Option (einseitiger, seinerzeitiger Option natürlich) für seine sehr billigen Filme. Den Schulberg machte Karriere, wurde Produktionsleiter der Famous Players und hatte das Recht, für diese reiche Firma Menschen, d. h. Verträge zu kaufen. Wer kann dem jetzigen General

Producer Schulberg näher stehen als der ehemalige Independent Producer Schulberg? Also kauft Schulberg von Schulberg den Vertrag auf Clara Bow. Der Verkäufer Schulberg macht ein gutes Geschäft, aber auch der Käufer Schulberg fährt nicht schlecht dabei, er kann vor seiner Firma den Kauf glänzend verantworten. Clara Bow bekommt ja 4000 bis 5000 Verehrerbriefe wöchentlich, und diese Frau Mail besitzt als Beliebtheits-Symptom auf der Hollywooder Menschenbörse Aktienwert. Noch wichtiger ist allerdings der Kassenreport der Kinotheater. Aber auch die „box office“ ist ausnahmslos fest auf Clara Bow.

Keinerlei materiellen Anteil an dem Geschäft hat Clara Bow. Auch wenn sie kontraktbrüchig werden wollte, könnte sie nicht bei einer anderen Gesellschaft filmen, da diese untereinander kartelliert sind. Sie kriegt höchstens eine Gehaltszulage, „to be happy“, denn sonst würde sie zu den Gerichten laufen oder gar zur Presse, und Veröffentlichungen über Verträge sind die einzige Art von „publicity“, die man in Hollywood nicht liebt.

*

Sue Carroll, recte Fräulein Lederer aus Chicago, kam nach Hollywood und lernte Mac Lean kennen, einen jugendlichen Komiker, der Filme erzeugte. Er engagierte das Mädchen mit fünfjährigem Optionsvertrag, steigend von 150 bis 300 Dollar. Da seine Fabrikation nur eine äußerst schütterte war, verborgte er Sue Carroll in den Produktionspausen zu guten Preisen an alle Firmen und schließlich zu einer Monatsgage von fünfzehnhundert Dollar auf die Dauer eines Jahres an Fox-Film. Fräulein Sue Carrolls vertragliche Gage ist gerade von 150 auf 200 Dollar gestiegen. Sie bietet ihrem Besitzer 50.000 Dollar bar als Abstandssumme, aber er lehnt es ab, sie aus dem Vertrag zu entlassen. Nun klagt sie, und das Gericht wird entscheiden.

„Ja, Mr. Kisch, Vertrag ist Vertrag! Sie mußte ihn ja nicht unterschreiben!“

*

Wäre der vertragsgemäße Inhaber von Sue Carroll, jener Mac Lean, noch immer Producer, so könnte er für die Verborgung nicht achtmal so viel verlangen, als die Gage beträgt. Denn die Firmen haben ausgemacht, einander für die Verleihung von Menschen nur deren Gage plus 25 Prozent zu bezahlen. Da muß man schon andere Tricks anwenden, um diese klare Klausel zu umgehen und höhere Leihgebühren herauszuschlagen.

Zum Beispiel so: Lupe Belez hat 1250 Dollar Gage. Die Konkurrenz ruft an, sie möchte die Dame gern für einen Film haben, sechs bis acht Wochen lang, also für 10.000 Dollar. „Ne“, sagt der Prinzipal der Dame geistesgegenwärtig, „haben kannst du sie schon, aber nur für 35.000

Was Blumen lieben und hassen.

Das Empfindungsleben und die „Sprache“ der Pflanzen ist durch die neuesten Forschungen, die besonders von dem indischen Gelehrten Sir Jagadis Chunder Bose ausgeführt wurden, uns in naturwissenschaftlicher Weise enthüllt worden, so daß wir jetzt diesen Schöpfungen der Natur ganz anders gegenüberstehen als früher, da man nur in verschwommenen Ahnungen und dichterischen Bildern etwas von ihrer „Seele“ ahnte.

So haben wir jetzt auch verstehen gelernt, daß die Blumen ihre Neigungen und Abneigungen haben so gut wie die Menschen, daß sie sich inder einen Umgebung wohlfühlen, während sie mit einer anderen unzufrieden sind, daß sie sich glücklich und unglücklich fühlen können. Bei der zarten Natur der Blume äußern sich diese „seelischen Vorgänge“ sehr viel stärker als beim Menschen; sie wollen dahin und sterben, wenn man sie in eine Gesellschaft bringt, die ihnen nicht zusagt. Wie oft hat man schon gefunden, daß Blumen, die man in einer schönen Base auf das beste pflegt, sich doch nicht recht halten wollen, sondern bald die Köpfe sinken lassen und immer mehr vergehen. Man kann sich den Grund dafür nicht erklären, aber ihr Verhalten scheint auf die andern anstrebend zu wirken, so daß man sie schließlich ras dem Gefäß nehmen muß, damit nicht auch die anderen rasch verblühen.

Der Grund für dieses merkwürdige Verhalten liegt einfach darin, daß sie das Zusammensein mit anderen Blumen nicht vertragen. Sie fühlen sich nur zusammen mit Blumen ihrer Art wohl und hassen die anderen. Die herrlichen Winden z. B., die mit ihren schönen Farben den Garten und das Zimmer so wundervoll schmücken, dürfen nicht mit anderen Blumen in derselben Base zusammengebracht werden, weil sie sonst sehr rasch dahinwelken. Dasselbe ist bei Rosen und Nelken der Fall, die auch in einem gemischten Strauß sehr viel schneller ihre Schönheit verlieren, als wenn sie von anderen Pflanzen getrennt aufbewahrt werden. Es scheint, als ob manche Blumen andere, die sich in ihrer Nähe befinden, geradezu töten. Auch gegen gewisse Gerüche sind die Blumen sehr empfindlich, weil die Tontwellen sie so verletzen, wie manch empfindliches Ohr. Man hat beobachtet, daß sich z. B. die großen Lilien und die kleinen zarten Alpenveilchen, wenn sie die Musik einer Jazzband hören, mit ihren Köpfen von der Richtung wegwenden, aus der die Klänge kommen.

Ein deutscher Jock London.

„Titani.“ Kriegs- und Jagderlebnisse in Ostafrika 1914—1916 von Artur Hebe. Verlag Grunow u. Co., Leipzig. (Preis geb. Mk. 5.—) Artur Hebe hat fast alle Teile der Erde durchwandert und was er in diesen vielen Jahren, da ihn ungezügelter Abenteuerdrang von der Heimat fernhielt, erlebt und erfahren hat,

wurde von ihm in einer Reihe von Büchern festgehalten, die sich einer steigenden Beliebtheit erfreuen, aber verdienen würden, noch weit mehr gewürdigt zu werden. Ist es möglich, daß all dies, was Artur Heye zu erzählen weiß, ein einzelner Mensch erlebt hat? Gewiß wird sich jedem seiner Leser diese Frage aufdrängen, doch kommt es wenig darauf an, ob wir dem eigenen Erleben des Verfassers in allen Teilen, oder mitunter auch seiner Fabulierkunst diese Werke verdanken. Hat Phantasie dabei mitgewirkt, dann ist sie jedenfalls leichtbeschwingt, farbenbunt und wunderbar erfindereich. Auch Zad London, mit dem diesen deutschen Meistererzähler zu vergleichen für den ersteren keine Herabsetzung bedeutet, hat nicht alles, was er niedergeschrieben hat, persönlich erlebt und er hat doch unvergängliche Kunstwerke geschaffen. Sicher aber ist, daß „Bitani“ unter allen anderen Büchern Artur Heyes am stärksten den Eindruck hinterläßt, daß es eigenen Erlebnissen des Autors seinen Ursprung verdankt. Artur Heye berichtet darin von den zwei ersten Kriegsjahren, die er in Afrika durchlebte und von seinen Abenteuern im afrikanischen Busch. Die Nachricht vom Ausbruch des größten Sturmes, der je über die alte Erde segte, überraschte ihn im Kilimandscharo-Gebirge in fünftausend Metern Höhe und bald hörte er die „klappernden Takte des großen Totentanzes“, der hier ein anderer war als in Europa. Nach schweren Kämpfen, an denen Heye teilnimmt, wird er verwundet und gerät in englische Gefangenschaft. Heye verfügt bei seinen Schilderungen über alle Register, er weiß uns durch seinen Humor ebenso zu erheitern, wie durch die Bewegtheit der Darstellung seiner Erlebnisse in unerhörte Spannung zu versetzen. Aus allem spricht die heiße Liebe zur Natur und zu ihren Geschöpfen, eine Liebe, die nicht einmal der die Menschen verrohende Krieg aus seinem Herzen zu reißen vermag.

Saffale-Worte.

Alle große politische Aktion besteht in dem Aussprechen dessen, was ist, und beginnt damit. Alle politische Kleingeisterei besteht in dem Verschweigen und Bemänteln dessen, was ist.

Das Rechtsbewußtsein eines Volkes ist die alleinige Rechts substanz, der einzige Boden, in dem alles Recht überhaupt existiert und Wirklichkeit hat.

Alles Revolutionieren in der äußeren Wirklichkeit bleibt selbst äußerlich und verläuft im Sande, wenn es dem Geist nicht gelingt, ebenso sehr mit der historisch überlieferten Welt des geistigen Innern fertig zu werden, sein neues Prinzip durch alle Instanzen und Gebiete durchzuführen und sie von neuem aus ihm aufzubauen.

Eine wirklich revolutionäre Bewegung, eine solche, die auf einem wahrhaft neuen Gedankenprinzip steht, wie sich der tiefere Denker zu seinem Troste aus der Geschichte zu beweisen vermag, ist noch niemals untergegangen, mindestens nicht auf die Dauer.

Die menschliche Gemeinamkeit, die Solidarität, läßt sich verkennen, aber sie läßt sich nicht aufheben.

Ohne Leidenschaft wird in der Geschichte kein Stein vom andern gerückt! Ohne Leidenschaft ist keine einzige jener gewaltigen Befreiungen ausgeführt worden, deren Aufeinanderfolge die Weltgeschichte bildet.

Was mancher nicht weiß.

Die wenigsten Schulen und die meisten Analphabeten in Prozenten der Gesamtbevölkerung haben folgende Länder: Guatemala und Ägypten je 93,7, Indien 92, Transvaal 91,1, Brasilien 85, Bolivien 82,9, Costarica 80,2, Ceylon 78,3.

England vollendete den Zusammenbruch seiner Staaten zum Einheitsstaat im Jahre 827, Frankreich um 1300, Rußland 1500, Italien im Jahre 1871 und Deutschland . . . ?

An einem Tage sterben in Deutschland rund 2470 Personen, während täglich 3670 Personen geboren werden (davon 385 unehelich). Die Monate mit der höchsten Sterblichkeit sind Jänner, Februar und März; die geringste Sterblichkeit weisen die Sommermonate auf.

Das Weihnachtsfest ist zum ersten Mal in Rom am 25. Dezember 353 oder 354 gefeiert worden. Bischof Gregor von Nazians feierte dann das Fest in Konstantinopel im Jahre 379; in Ägypten wurde die erste Weihnachtsfeier im Jahre 432 vom Bischof Paulus von Emesa in der Hauptkirche von Alexandria feierlich eingeführt.

Die eigentliche Straßenbeleuchtung wurde in Deutschland erst vor 100 Jahren eingerichtet. 1826 kam Hannover als erste deutsche Stadt zu einer Gasanstalt. Berlin folgte 1828.

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß, Druck- und Verlagsanstalt, Teplitz-Schönan, Tischlergasse.

(11. Fortsetzung.)

Wir wollen nun den in der 10. Fortsetzung begonnenen Angriff fortsetzen.

Weiß kann nun (wenn er will) den Angriff folgerichtig dadurch weiterführen, daß er den deckenden Springer mit seinem Läufer zu schlagen droht: 3. Lf1-b5, Bild 13.

Fortgesetzter Angriff.
Bild 13.



Nach 1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sb8-c6
3. Lf1-b5

Man nennt diese starke Spielweise die spanische Partie.

Der Bauer e5 ist wichtig; will ihn Schwarz erhalten, muß er ihn zu diesem Zweck noch einmal decken, zum Beispiel durch 3. . . . d7-d6. Dies ist die beste Deckung, denn zum Beispiel 3. . . . Lf8-d6 blockiert den eigenen d-Bauern, 3. . . . Dd8-e7 verstellt den eigenen Läufer, 3. . . . Dd8-f6 verstellt dem eigenen Springer das gute Feld f6, 3. . . . f7-f6 haben wir schon in der letzten Fortsetzung besprochen.

Manchmal ist aber auch im Schach „der Angriff die beste Verteidigung“. Dies trifft in unserem Falle wirklich zu, da der Gegenangriff 3. . . . a7-a6, die sogenannte Morphy*):

Weiteres.

Vielversprechend. „Ruhe in Frieden“, ließ Frau Schwepfe auf den Grabstein ihres Gatten setzen, „bis wir uns wiedersehen.“

Familien drama. Ferdinand hatte sich mit Elly verlobt und sein Schwiegervater hielt ihn für vermögend. Vor der Trauung starrte Ferdinand schwermütig vor sich hin. „Was hast du?“ fragte besorgt sein Schwiegervater. Abwehrend erwiderte Ferdinand: „Ich habe nichts.“ Eine Stunde nach der Trauung wußte der Schwiegervaters Ferdinands verzweifelt das. „Wie konntest du mir das verschweigen?“ Empört schrie Ferdinand auf: „Ich sagte dir doch vor einer halben Stunde: Ich habe nichts!“

Vom Himmel. Ein Engel flog aufgeregt zum lieben Gott . . . „Ein Gotteslästerer steht draußen, Allmächtiger, ein richtiger Gotteslästerer . . .!“ — „Herführen!“ entschied der Herrgott. Und siehe — es war ein Geistlicher, — mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse auf der Brust!

Wer hat es gesagt? Lehrerin: „Weiß jemand von euch, was ein Junggefelte ist?“ — Elschen: „Ein Junggefelte ist der glücklichste Mensch von der Welt.“ — Lehrerin: „Aber, Elschen, wo hast Du denn das gehört?“ — Elschen: „Von meinem Vater!“

Verteidigung. für Schwarz als beste Gegenspiel gilt. (Scheinbar nur verlor Schwarz den Bauern: 4. Lb5xc6 d7xc6, 5. Sf3xe5, gewinnt ihn aber durch den Doppelangriff 5. . . . Dd8-d4 wieder zurück.) Auch der Gegenangriff 3. . . . Sg8-f6 ist gut, er heißt Berliner Verteidigung. Wir wollen uns jedoch mit einem anderen Gegenangriff, und zwar mit 3. . . . Sc6-d4 beschäftigen, der nach dem englischen Meister, Birds Verteidigung genannt wird.

Dieser Gegenangriff ist zwar nicht so gut wie die vorerwähnten, dafür aber lebhaft und instruktiv. Bild 14. Mit dem Spingerzug gibt Schwarz die Deckung d-Bauern e5 auf, greift aber den weißen Läufer b5 an.

Gegenangriff als Verteidigung.
Bild 14.



Nach 1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sb8-c6
3. Lf1-b5 Sc6-d4

Er deckt den Bauern gleichsam indirekt, denn der Läufer hat einen weit größeren Gefechtswert als ein Bauer (eine leichte Figur, Springer oder Läufer, hat theoretisch ungefähr die Stärke von drei Bauern). Für den Augenblick ist es an Weiß, sich zu verteidigen.

*) Paul Morphy, ein genialer amerikanischer Meister, der während seiner kurzen aber glänzenden Laufbahn, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, alle Gegner, darunter auch den berühmten deutschen Meister Andersen, besiegte.

(Fortsetzung folgt.)